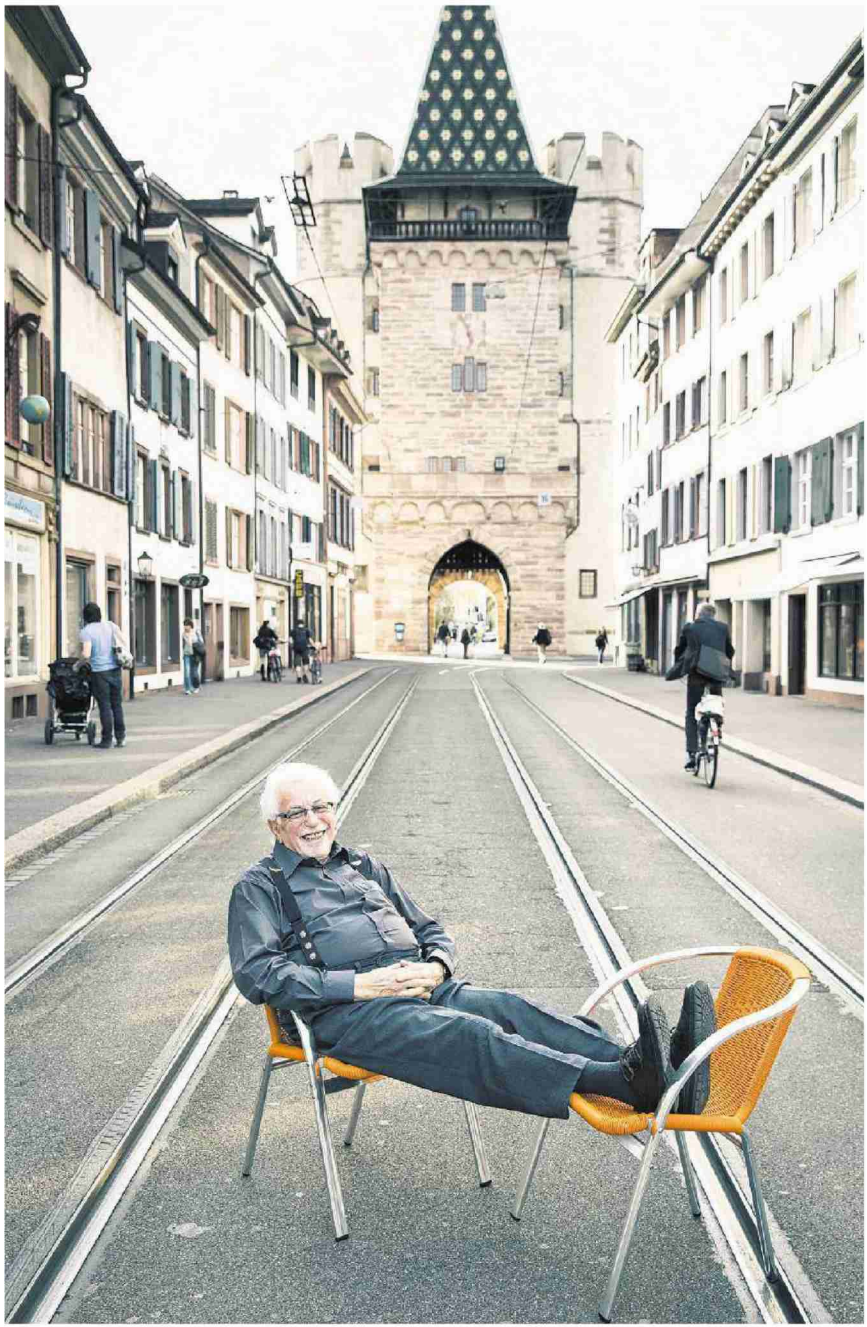
«Ein geschenktes Leben ist der höchste Wert»

Der Basler Maler Shlomo Graber verlor in Auschwitz die Familie und den Glauben an Gott – aber nicht an das Gute



Ein glücklicher Mensch. «Bald reise ich nach Israel, um zum ersten Mal meine Urenkel zu treffen.» Foto Lucian Hunziker

Von Daniel W. Szpilman

Basel. Den 88-jährigen Maler Shlomo Graber traf ich am ersten wahrlich warmen Tag des Aprils vor seiner Galerie. Blumiger Frühlingsduft, fortgetragen von einer leichten Brise, liegt in der Luft. Die Nachmittagssonne, frei auf dem wolkenlosen Himmel prangend, scheint ihm freundlich ins Gesicht, als er mich begrüsst: «Shlomo mein Name». Durchdringende blaue Augen röntgen mich, von oben nach unten, von unten nach oben, als er mich hineinbittet.

Der ältere, in Grau gekleidete Herr führt mich durch die kleine Galerie in der Spalenvorstadt. Überall exotische Kunstobjekte aus Glas und Stein, Spiegel, kleine Kettchen, sorgfältig mit winzigen Preisschildchen versehene Skulpturen aus aller Welt. Eine sonderbare Mischung aus Kunstgalerie und Kuriositätengeschäft. Die drei Räume sind voll von Bildern, die der Künstler im Laufe der Jahre gemalt hat.

Seine Gemälde offenbaren einen Touch chagall'scher Experimentierfreudigkeit. «Viel Farbe, ich liebe Farbe», sagt Graber in seinem östlich angehauchten Deutsch und zeigt auf ein Werk, das beim Betreten in mein Auge stach. Wieso er denn Farbe liebe, frage ich ihn: «Weil sie wie Musik für mich ist. Ich liebe Musik.» Sie sei die Verbindung zum Leben. Mit langen Phasen des Selbstzweifels hatte der Maler nie zu kämpfen. Er wirkt grenzenlos energisch, ganz als rede man mit einem jugendlichen Mann guten Mutes und klarer Visionen.

Jedes Bild signiert er mit seinem Vornamen «Shlomo», dem hebräischen Namen des israelischen Königs Salomon. Alle nennen ihn so, ob Kunde oder Regierungsrat: «Einfach Shlomo. Meinen Vater nannten auch alle nur Moyshe», sagt er mit einem Anflug von Stolz. Also tue ich es auch. Man merkt, dass es ihm schmeichelt, was ihn noch ein Stück weit vitaler macht, obwohl der 88-Jährige den halben Tag mit Fototerminen und Referaten verbrachte.

Denn nach Jahren schrieb Shlomo Graber seine Autobiografie. Plötzlich interessierten sich die Menschen für seine einzigartige Geschichte.

Ein jüdisches Erbe

Shlomo Graber wurde 1926 in Majdan, einem kleinen Städtchen in dem Hochgebirge der tschechoslowakischen Karpaten, etwa 75 Kilometer von der ukrainischen Stadt Uschhorod im Dreiländereck Ungarn, Slowakei und Ukraine entfernt, geboren. Als er noch ein kleiner Junge war, zog die jüdische Familie im Jahr 1931 in das ungarische Städtchen Nyirbator in Ostungarn, in der rund 40 Prozent seiner Bevölkerung Juden waren. An die Zeit als Kind erinnert er sich sehr gut. Shlomo beschreibt die Gespräche mit seinem Grossvater, dem orthodoxen Juden Itzhak, der in der ganzen Gemeinde als Wunderheiler und brillanter Thoragelehrter galt, die einzelnen Mitglieder seine Familie sowie den Ort, an dem er spielte und alle, selbst die Nichtjuden, Jiddisch sprachen.

Es ist ganz, als rede man mit einem jungen Mann guten Mutes und klarer Visionen.

Shlomo wuchs bei seinem Grossvater und seiner Mutter auf. Den Vater Moyshe lernte er erst Jahre später kennen. Vielleicht eine Ironie des traurigen Schicksals, dass sein Vater neben Shlomo der einzige Graber sein sollte, der im Zweiten Weltkrieg durch Glück und Überlebenswillen knapp dem Mord in den Gaskammern entgehen konnte.

Die berüchtigte Rampe

Früh lernte er in der Synagoge, suchte bereits als junges Kind nach den Antworten auf die Fragen des Lebens: Kann es überhaupt einen Gott geben? Nicht selten brachte ihm seine unverschämte, beinahe blasphemische Neugier Prügel von seinem Grossvater ein.

Mit 15 Jahren wurde er zum ersten Mal von den Nazis deportiert. Zwei Jahre später erreichte sein Transport Auschwitz. An die Zeit erinnert sich der alte Mann genau: «‹Arbeit macht frei›, stand über dem Lagertor. Unser Zug hielt an der berüchtigten Rampe in Auschwitz-Birkenau. Unablässiges Hundegebell begleitete das Gebrüll der SS-Männer. Dann die Selektion. Bis heute quält mich die Tatsache, dass ich nicht von meiner Familie Abschied nehmen konnte. Lieber Gott, ist das wirklich wahr? Lieber Gott, warum hast du das zugelassen», schreibt Shlomo in seiner Autobiografie «Denn Liebe ist stärker als Hass», benannt nach einer wegweisenden Lebensweisheit von Shlomos Mutter, Anna Silber.

Er und sein Vater überlebten die Schoah, überdauerten die Zeit, in der die Deutschen, das Volk der Dichter und Denker, die Erben von Goethe und Schiller, Tinte kompromisslos gegen Munition und Schreibfedern fanatisch gegen Gewehre getauscht hatten. Das Vernichtungslager besuchte Shlomo, seit er am 8. Mai 1945 aus Dachau befreit wurde, nie wieder: «Ich will den Boden nicht festtreten, auf dem ihre Asche verstreut ist.» Während wir über Auschwitz sprechen, trinkt er in grossen Schlucken Wasser. Als müsse er nachholen, was ihm damals in den Konzentrationslagern verwehrt war: «Es gibt Dinge im Leben, die man nie vergisst. Dazu gehört der Hunger.» Es ist einer dieser düstereren Momente unseres Treffens.

Schnell wechselt er das Thema und beginnt zu skizzieren. Shlomo zeichnet zunächst mich, dann sich. Dicke Linien, im Sekundentakt von seinen gepflegten Händen ausgeführt, formen sich zu einem Gesicht, zu einem Profil: ein Selbstporträt.

Gottes Schweigen

«Gott begleitet sein Volk in die Gefangenschaft», sollen die Rabbiner damals gesagt haben, als Juden in die Viehwagons gepfercht wurden. Wo Gott damals war, kann niemand sagen. Sein Schweigen aber, ja fast eine Form von Verrat, hinterliess im Vernichtungslager eine Leere in Shlomo Grabers transzen-

dentem Bewusstsein, jenem eines jungen gläubigen Mannes: «Alles Gelernte, alles, was ich über Gott gelernt hatte, dass er die Guten belohnen und die Bösen bestrafen würde. Es war wie weg.» Es war ein Bruch mit der ihm vorschwebenden Realität. Zweifellos ein Wende- und Tiefpunkt, die ihn zu dem verbissenen Realisten machten, der er bis dato geblieben ist. Heute hält er es mit dem Glauben anders als damals: «Der Glauben spielt sich im Innern ab und apostrophiert sich nicht im Äusseren.» Sein Vater wurde nach dem Krieg zu einem sehr frommen Mann. Shlomo schlug einen anderen Weg ein. 1948 siedelte er nach Israel über: «Am 23. September liefen wir in Tel Aviv ein.»

40 Jahre hielt es ihn in Israel, dem gelobten Land. Hier traf er Leute wie Marc Chagall und Arthur Rubinstein. Anfangs ging er von Haus zu Haus und bot seine Dienste als Elektriker für Reparaturen an. Er verdiente gut, sein handwerkliches Talent sprach sich herum. Seine Leidenschaft aber blieb die Kunst. «Mir lag nicht viel daran, Geld oder sonstige Werte anzuhäufen. Vielleicht gründet meine Einstellung zum Materiellen auf den Erfahrungen aus dem KZ. Dort erkannte ich, dass ein geschenktes Leben, Liebe und Achtung voreinander die höchsten Werte sind.»

Ein neues Kapitel

Seit 1989 lebt er nun in Basel. Glücklich, in zweiter Ehe verheiratet. Er kannte die Stadt durch seine Zeit als Handelsreisender der israelischen Elektrobranche bereits sehr gut. Die Liebe zu seiner jetzigen Frau fesselte ihn jedoch ans Rheinknie.

Ob es denn noch etwas Besonderes gebe, was man in seinem Alter noch erreichen wolle. «Ich reise sehr gerne. Wissen Sie, ich habe einen Freund, der mit 94 Jahren nach Israel ausgewandert ist. Alles ist möglich», antwortet er genüsslich. Auf die Frage, ob er Angst vor dem Tod habe, erwidert er prompt: «Ich lernte die Angst nur einmal kurz kennen, nämlich als ich Angst vor dem Tod meines Vaters auf dem Todesmarsch von Auschwitz hatte. Ich weiss nicht, was Angst ist.» Das, obwohl er sie als sehr junger Mann erfahren musste.

Sein Vater wurde nach dem Krieg sehr fromm. Shlomo schlug einen anderen Weg ein.

Der Moment, in dem er mitten in der Spalenvorstadt Platz nimmt, um für das Foto zu posieren, die Sonne wieder auf sein Antlitz scheint und er seine Beine auf den anderen Stuhl hievt, lacht er herzlich auf. Es ist das heiterste und – wie mir scheint – ehrlichste Lachen Shlomos an diesem Nachmittag. Zum ersten Mal scheint er weg von den Memoiren, weg von einer Zeit, die ihm genommen wurde. Und doch steht jenes Lachen, nach allem, stellvertretend für sein Leben.

Sie ermordeten seine Familie, er erwachte, erschuf, formte – erstand auf. Gründete eine Familie, die lebendes Zeugnis für sein Überleben ist. Was er auch erlebt haben mag: Shlomo ist ein glücklicher Mensch. «Bald reise ich nach Israel, um meine Urenkel zum ersten Mal zu treffen», sagt er mir, wie ein kleines Kind, dem von seinen Eltern ein zauberhaftes Geschenk versprochen wurde.

Die Liebe zum Leben

Shlomos Überlebenswille, die Geschichte von der verlorenen Jugend, andererseits diese Liebe zum Leben sowie sein ungebrochener Optimismus, der bei vielen Personen mit dem Alter kläglich zu verwelken scheint, erinnern mich an einen prätalmudischen Mythos: Im Garten Eden steht ein Baum, an dem keine Früchte, sondern Seelen hängen. Wenn sie reif sind, fallen sie nicht etwa auf den Boden, sondern schweben hinab und gleiten in den Trog der neuen Seelen: den «Guf».

Aus diesem Trog fischt der Erzengel Gabriel die Seelen heraus und lässt sie auf die Erde niederrieseln, damit sie vom unbeschreiblich schönen Engel der Empfängnis, Lailah, in einen Neugeborenen gehaucht werden. Nur die Spatzen, die kleinen Bewohner der Baumkronen, können die hinabziehenden Seelen sehen. Der Grund, wieso die Vögelchen singen und zwitschern: Weil sie sich über das neue Leben freuen.

Der Messias erscheint im Judentum erst dann, wenn der Trog leer ist. Die Welt endet, sobald der Baum keine Früchte mehr trägt. Liebe zum Leben lehrt der Mythos. Man solle sie nie verlieren, weil jede Seele einzigartig ist und den Menschen, allein durch seine Geburt, näher an die Vervollkommnung und das Eintreffen des Messias bringt.

Sie nahmen seine Familie und seinen Glauben an Gott. Doch Shlomos grosse Liebe zum Leben und zum Guten blieb.

Shlomo Graber: «Denn Liebe ist stärker als Hass». **Lesungen:** Buchhandlung Vetter, Spalenvorstadt 5. Fr, 8. Mai, 19 Uhr.
Thalia, Freie Strasse 32. Di, 12. Mai, 20 Uhr.

Spontanes Selbstporträt. Als wir Shlomo darum baten, etwas zu zeichnen, zeichnete er sich selbst.